



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Koch, Max: Eine neue Schillerbiographie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

in der Stadt einkehrte, fand er den Bestand seines Werkes gesichert und konnte getrost heimziehen nach Wittenberg.

Braunschweig.

Wilhelm Brandes.



Eine neue Schiller-Biographie.



Als jüngst am Sarge Viktor Hugos mit Emphase das große Wort ausgesprochen wurde, Hugo sei der Geisterbeherrscher des neunzehnten Jahrhunderts wie Voltaire der des achtzehnten Jahrhunderts gewesen, so konnte diese Tirade in Deutschland nur spöttisches Lächeln und gutherziges Lachen hervorrufen. Über die Unrichtigkeit des Ausspruchs braucht man ja keine Worte weiter zu verlieren. Allein zu nicht ganz unfruchtbarem Nachdenken dürfte uns jene Prahlerei doch den Anlaß bieten. Die unendliche Mannichfaltigkeit, welche die Beziehungen des europäischen Völkerlebens während eines Jahrhunderts auf allen Gebieten aufweisen, läßt sich niemals völlig entsprechend unter die Bannformel eines Namens bringen. Will man dies aber doch thun, so erscheinen Friedrich der Große, Voltaire und Rousseau als die gewaltigsten Vertreter des achtzehnten, Goethe und Bismarck als die Repräsentanten des neunzehnten Jahrhunderts. Im achtzehnten Jahrhundert aber sehen wir den preussischen König dem Genius der französischen Literatur, die sich in Voltaire verkörpert hat, seine Huldigung darbringen; Voltaires Stellung und Wirken erscheint dem jungen Dichter und Literaten Lessing als erstrebenswertes Ziel, des Schweißes der Edeln wert. Voltaire und Rousseau, der Prophet der Revolution, werden in Frankreich, Deutschland, Italien, wie überhaupt überall als die geistigen Führer anerkannt. Die Einsicht, daß es sich bei dem Kampfe des Hamburger Dramaturgen um weit mehr handle als um eine ästhetische Frage über Form und Aufgabe der Tragödie, haben von den Zeitgenossen doch nur sehr wenige gewonnen. Als Voltaire starb, ließ allerdings ein Mitglied des um Goethe geschaarten jugendlichen Kreises, Heinrich Leopold Wagner, einen Protest gegen die erneute Proklamirung der Herrschaft Voltaires ausgehen in seinem nicht eben geistreichen Pamphlet „Voltaire am Abend seiner Apotheose“ (Frankfurt, 1778). Doch auch dieser Protest konnte ja die unleugbare Thatsache von Voltaires Herrschaft nicht ändern, allzuwenig des Positiven, der eignen Leistungen konnten wir dem literarischen Freunde Friedrichs des Zweiten und seinen unsterblichen Leistungen entgegenstellen. Noch

Grenzboten II. 1885.

85

vermochten wir dem literarischen Urtheile, das Paris fällte und die *Correspondance littéraire* an den meisten deutschen Fürstenhöfen verbreitete, uns nicht zu entziehen. Die Übermacht des französischen Geistes ward durch die Schlacht von Roßbach nicht gebrochen. Und nicht die herrlichen Siege unsrer Waffen haben es bewirkt, daß wir heute einer Proklamirung neuer französischer Geistes-herrschaft gar kein ernstes Wort der Abwehr mehr entgegenzusetzen brauchen. Die Prophezeiung Friedrichs des Großen über unsre Literatur hat sich im neunzehnten Jahrhundert erfüllt. Zum Beginn dieses Jahrhunderts, da Deutschland selbst als geographischer Begriff allmählich zu verschwinden drohte, warf Schiller das kühne Wort hin: „Die deutsche Sprache wird die Welt beherrschen.“ Die deutsche Literatur hat diese Erbschaft übernommen. Unter ihrem bestimmenden Einflusse vollzog sich die Verjüngung der englischen Literatur, und die französischen Romantiker, deren Führer nun auf einmal der erste Geistesheros des Jahrhunderts sein soll, haben in der Zeit der literarischen Kämpfe selber ihre Abhängigkeit von der deutschen Literatur anerkannt. Goethe und Shakespeare waren die Meister, in deren Namen einst die Mitarbeiter des Globe die Romantik in Frankreich auszubreiten strebten.

So dankbar wir auf den preussischen König zurückblicken müssen, der zuerst wieder von deutschem Waffenruhm die Welt erzählen machte und den ersten Grund zur Neugestaltung des Reiches legte, ebenso dankbar haben wir der großen Gründer und Führer unsrer Literatur zu gedenken, deren Verdienst es ist, daß wir nicht mehr gleich Friedrich dem Zweiten selbst uns der literarischen Herrschaft des Auslandes beugen müssen. Die großen Heroen der Wiedergeburt unsers geistigen Lebens sind eine Erscheinung, wie sich kein andres Volk in ähnlicher Weise ihrer rühmen kann. Achtzig Jahre sind seit Schillers, dreiundfünfzig seit Goethes Tode verflossen; mit mehr oder minder Geschick haben sich in diesen Dezennien zahllose Kärner um die hohen Bauten, welche die Könige errichtet, zu schaffen gemacht. Nicht eben von der allgemeinen Gunst getragen, hat sich das Studium der deutschen Literaturgeschichte immer mehr entwickelt; vielfach ist man dabei auf Abwege geraten. Wäre es wahr, daß die Literaturgeschichte in letzter Linie eine Geschichte des Stils sein sollte, so wäre sie freilich der Teilnahme der Nation nicht wert, ein wenig fruchtbares Spiel der gelehrten Zunftgenossen. Wie aber jede Literatur, die diese Bezeichnung überhaupt verdient, Nationalliteratur ist, und berufen das Gefühls- und Gedankenleben eines Volkes zum künstlerischen Ausdruck in Worten zu bringen, so ist auch der Literaturgeschichte eine große nationale Aufgabe durch die Sache selber bereits zugewiesen. Und gewiß nicht der undankbarste Teil dieser Aufgabe ist es, Leben und Wirken der großen Männer, auf deren Thaten die Entwicklung der Literatur selber beruht, zu durchforschen und in würdiger Weise zu erzählen. Man braucht nur die vorhandenen Biographien zu mustern, um sich zu überzeugen, daß diese Arbeit unsern großen geistigen Führern gegenüber nicht gerade

eine leichte ist. Wir haben es, vielleicht eben weil wir die entgegenstehenden Schwierigkeiten besser erkannten, Engländern überlassen, die ersten Biographien Schillers und Goethes zu schreiben. Daß eine umfassende Goethebiographie vor Erschließung des Weimariſchen Archivs nicht möglich war, versteht sich von selbst. Die früher als abschließendes Werk gepriesene Lessingbiographie Danzels fand man im Laufe des Fortganges der literarischen Studien nicht mehr genügend. Was Rudolf Haym für Wilhelm von Humboldt bereits seit langem geleistet, das wird er für Herder hoffentlich bald vollenden. Klopstock, Wieland, Schlegel, Tieck, Arnim u. a. haben noch keinen Biographen gefunden, oder wenigstens sind die Arbeiten ihrer Biographen noch nicht zum Abschluß gebracht. An Schillerbiographien haben wir keinen Mangel, und wer wollte Hoffmeisters trockener Gründlichkeit, Palleskes anziehender, nirgends aber in die Tiefe dringender Darstellung, Dünkers übersichtlich und einsichtsvoll zusammenfassender Anordnung das gebührende Lob versagen? Wie unschätzbar bleibt, was Schillers Witwe und Schwägerin, sein treuester Genosse Körner und seine Jugendfreunde von ihm erzählt haben! Allein alle diese und ähnliche Arbeiten haben sich zum Teil, wie Hoven, Streicher, Dünker, Zieltz, nur engbegrenzte Ziele selber gesetzt oder ihre große Aufgabe nur einseitig, wie Johannes Scherr, oder oberflächlich, wie Gustav Schwab, behandelt.

Eine große Anzahl von Briefwechseln, der wichtigste unter ihnen wohl der mit dem Herzoge von Augustenburg, die Originalentwürfe der „Briefe über ästhetische Erziehung“ enthaltend, und der ganze umfangreiche und inhaltreiche Nachlaß Schillers sind erst lange nachdem Palleske, Hoffmeister und Viehoff ihre Arbeiten ausgeführt hatten, bekannt geworden. Goedekes „historisch-kritische Ausgabe“ von Schillers sämtlichen Schriften (Stuttgart, 1867—1876) hat Schillers ganzen Entwicklungsgang als Dichter und Schriftsteller, die Gründlichkeit und sittlich-künstlerische Sorgfalt seiner Arbeitsmethode in einer bis dahin ungeahnten Weise anschaulich gemacht. Die Änderungen und Fortschritte in der Behandlung unserer Literaturgeschichte stellen jetzt an einen Biographen ganz andre Anforderungen, als zur Zeit des großen Schillerjubiläums erfüllt werden mußten. Die Aufgabe selbst und die zu ihrer Lösung sich anbietenden Mittel haben sich verändert. Eine umfassende Geschichte von Schillers Leben und Wirken zu schreiben ward nachgerade eine dringende Aufgabe, umsomehr als manche Umstände, wie z. B. die auf Kosten der Philosophie erfolgte einseitige Teilnahme für die Naturwissenschaften, dem liebevollen Verständnis für Schillers große Thaten Hindernisse zu bereiten schienen. Von einem solchen Werke über Schiller liegt nun der erste von vier in Aussicht gestellten Teilen vor,*) Schillers

*) Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. Von Richard Weltrich, kgl. Professor an der Kriegsakademie und dem Kadettenkorps zu München. Erste Lieferung. Mit dem Bildnis der Danneberg'schen Schillerbüste. Stuttgart, J. G. Cotta, 1885.

Jugendgeschichte bis zu der am Subilatesonntag des Jahres 1781 erfolgten ersten Ausgabe der „Räuber“ erzählend. „Das Werk müßte fertig sein, sagt Lessing einmal in einem ähnlichen Falle, wenn man von der Ökonomie desselben urteilen wollte“; man müsse abwarten, wie der Schriftsteller sich aus dem Labyrinth herausfinden werde. Weltrich selber bittet die Kritik, über den Plan seiner Arbeit nicht nach dem vorliegenden Bruchstücke zu urteilen, sein Buch sei als ein Ganzes gedacht: „die Verteilung des Stoffes kann sich erst, wenn das Ganze vorliegt, vollständig rechtfertigen; manches, dessen Aufnahme vielleicht auf den ersten Anblick befremdet, wird als Teil des Gesamtplanes nach und nach erst sich erklären.“ Nicht viel mehr als der Unterbau zu dem Denkmale Schillers ist in den vorliegenden vierundeinhalb Kapiteln gegeben: Geburt und Elternhaus (S. 1—35); Heimat und Kindheit (S. 36—82); Herzog Karl und seine pädagogischen Schöpfungen (S. 83—140, bereits in den beiden ersten Hefen der Cottaschen „Zeitschrift für allgemeine Geschichte“ 1885 abgedruckt); Schiller als Zögling der herzoglichen Militärakademie (S. 141—330); Schiller als Regimentsmedikus in Stuttgart; die „Räuber“ (S. 331—384); die Gedichte der Anthologie; Schillers Flucht.

In der kurzen Zeit, seit welcher die erste Lieferung von Weltrichs Arbeit vorliegt, ist bereits ein spöttischer Tadel gegen den Inhalt des zweiten Kapitels laut geworden. Gerade in dem Abschnitte „Heimat“ tritt uns Weltrichs eigenartige Behandlungsweise im Gegensatz zu den frühern Biographen entgegen. Von der Familie des Dichters geht Weltrich im ersten Kapitel aus; der väterliche Stammbaum Schillers läßt sich bis 1587, der mütterliche bis 1640 zurückverfolgen. Von Vater und Mutter werden scharfsinnige Charakterbilder entworfen. Nachdem aber schon im Anfang (S. 16) hervorgehoben worden, daß „Marbach, die Heimat der Mutter des Dichters, an der Grenze der schwäbisch-fränkischen Mischungszone“ gelegen sei — Marbach (Grenzbach) war der ursprüngliche, auf fränkische Gründung hinweisende Name des Städtchens —, läßt sich der Verfasser im folgenden zu einer weitausegreifenden Untersuchung der Stammesart von Schillers Heimat verleiten. Er ist sich dieser Digression selber völlig bewußt, „denn die vorliegende Biographie möchte überhaupt auf Art und Erscheinen des deutschen Volkstums, wo immer ein Anlaß gegeben ist, Bezug nehmen.“ Die literarischen und anderweitigen Einflüsse, welche bestimmend auf die Entwicklung unsrer Dichter und Denker eingewirkt haben, zu untersuchen, ist längst für den Biographen Regel geworden. Sind aber nicht auch viel tieferliegende, von der Natur gegebene Einflüsse wahrzunehmen und so viel als möglich darzulegen? Während die große Masse unsers Volkes in gewöhnlichen Zeiten nur allzugern sich einer charakterlosen Philisterhaftigkeit ergiebt, treten in unsern großen Männern, wie sie in gleicheigentümlicher Weise und Erhabenheit eben nur Deutschland zu allen Zeiten erzeugt hat, die durch keine internationale Kulturverflachung vertilgbaren großen Charakterzüge ger-

manischer Stammesart in scharfer Ausprägung hervor. Die unverwüftliche Stahlkraft und der freudige Kampfeszorn in Luther und Bismarck, die lautere Wahrheitsliebe Lessings, der strengsittliche Ernst im Erfassen der größten wie der kleinsten Aufgaben und die Selbstbescheidung bei Goethe, der kühne Idealismus Schillers sind ebensoviele Züge, wie sie uns an den Helden der germanischen Mythen entgegenleuchten. Wie die von einzelnen Stämmen zuerst ausgebildeten Sagenhelden, gehören auch die großen Geistesführer in ihrer Ausbildung und ihrem Wirken Gesamtdeutschland an. Die Wurzeln ihrer Kraft dagegen ruhen in dem gesonderten Stammesboden, aus ihm sind sie erwachsen. Die charakteristischen Eigenschaften und Anlagen des Stammes treten in idealer Potenzirung in seinen größten Söhnen wieder hervor. So ist nach Weltrich „Goethe in seiner allseitigen Empfänglichkeit, geistigen Versatilität, harmonischen Milde und freudigen Lebensbeherrschung die feinste und glückliche Spiegelung des fränkischen Geistes; Schiller in der Macht seines Ideenlebens, in seiner Hingabe an idealistische Seelenstimmung, in der Hoheit und Strenge seines ethischen Willens der großartigste Repräsentant des schwäbischen Geistes.“ Treffend charakterisirt Weltrich, dem Vorgange Fischers in „Auch Einer“ folgend, den Typus des württembergischen Schwaben nach seiner Lichtseite hin: „Es sind innerliche Menschen; tiefkräftig, schwer zugänglich, in sich gefest, voll Eigenwillens; natürlich begabt für jede höchste Thätigkeit des Geistes; auf das Phantasieleben angelegt, das in Lied und Sage, in der Anschaulichkeit der Rede gleich einer immer sprudelnden Quelle hervorbricht, nicht minder jedoch auf den philosophischen Gedanken, auf die unerbittliche Strenge der Forschung.“ Von dem Stamme, der im sechzehnten Jahrhundert der Nation Kepler und Frischlin, im achtzehnten und neunzehnten neben Schiller noch Wieland, Schubart, Hölderlin, Schelling und Hegel, Mörike, Uhland, Hermann Kurz und Strauß geboren, darf dies gerühmt werden. Wenn aber Weltrich, ehe er charakterisirt, durch einen kurzen historischen Rückblick auf die ethnographischen Verhältnisse von des Dichters Heimatlande sich einen festen Boden für die Charakterisirung zu sichern strebt, so ist dies durchaus zu billigen. Würde Hermann Fischer das von Adalbert von Keller begonnene schwäbische Idiotikon bereits vollendet haben, so hätte Weltrich sich wohl kürzer fassen können. Wessen Kosmopolitismus sich durch die starke Betonung der in unsern großen Dichtern fortwirkenden germanischen Stammesart verletzt fühlt, der möge Weltrichs Worte beherzigen: „Nur der hat wahres Leben, in welchem der wirkliche, der konkrete Geist seines Volkes sich wiedererkennt, sich selbst entbindet, dem Schaffen den Puls giebt.“

Mit diesem Ausspruche hat er auch bereits das Urtheil über den Fürsten gefällt, in dessen Schule der Cleve Schiller aufgewachsen ist. Herzog Karl Eugen, der undankbare und ungeratene Bögling des großen Preußenkönigs, ist von manchen Biographen Schillers in möglichst günstiges Licht gestellt worden; und in der That, ein unbedeutender Mensch ist der württembergische „Herodes,“

wie Schiller ihn nennt, nicht gewesen. Allein wenn Schiller, der Sohn einer bürgerlichen protestantischen Familie, uns als Vertreter deutscher Stammesart erscheint, so tritt uns in dem katholischen Herzog des protestantischen Landes der Herrscher nach französischer Schablone entgegen. Der edle Markgraf Friedrich Karl von Baden scherzte einmal: „Ich gebe mir alle Mühe, mein Land emporzubringen, und der Herzog von Württemberg läßt sich's sauer werden, das seinige zu ruiniren.“ Dieser Herzog hat Schillers Erziehung geleitet, der von ihm geübte Druck rief in dem Karlschüler den oppositionellen Geist hervor, welcher in den „Räubern“ und in der „Luise Millerin“ seinen monumentalen Ausdruck gefunden hat. Weltrich hätte sich in der Schilderung der Militärakademie etwas kürzer fassen können; von Wiederholungen ist sein Buch auch sonst nicht frei, vielleicht Spuren der öftern Umarbeitungen, welche der gewissenhafte Autor vorgenommen hat. Doch werden gerade sein drittes und viertes Kapitel im ganzen als musterhafte Leistungen betrachtet werden dürfen. Die praktische Erfahrung, welche er als Lehrer an militärischen Anstalten gesammelt, giebt seinem Urtheile über Studiengang, Disziplin und Wert der hohen Karlschule Selbständigkeit und treffende Sicherheit. Eine bessere wissenschaftliche Ausbildung hätte zur gleichen Zeit keine andre Unterrichtsanstalt dem jungen Schiller bieten können, aber in dieser nur fürstlichem Egoismus dienenden Akademie herrschte keine pädagogische Einsicht, der freie Geist, welcher die gemeinsame Arbeit von Lehrer und Schüler beleben soll, konnte in dieser Schöpfung fürstlicher Willkür nicht gedeihen.

Schillers Festreden und medizinisch-philosophische Abhandlungen, die in der Karlschule entstanden, unterzieht Weltrich einer eingehenden Bergliederung, für die ihm Tomasek und Überweg Vorarbeiter waren. Schillers medizinische Kenntniss erklärt er wohl mit Recht für gründlicher, als man gewöhnlich annimmt. Auf die allgemeinen literarischen Verhältnisse wird nur ein sehr beschränkter Ausblick gegeben; trat doch die Poesie dem Cleven der medizinischen Abteilung nur verstoßen mit einzelnen Werken nahe. Für die Entstehungsgeschichte der „Räuber“ unterscheidet Weltrich zwei Perioden. 1777 habe Schubarts Erzählung „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“ (im Januarhefte des „Schwäbischen Magazins“ 1775 erschienen, von Weltrich wieder abgedruckt) und das biblische Motiv vom verlorenen Sohn zusammengewirkt. Motive aus Shakespeares „Dear,“ Klingsers „Zwillingen,“ Lesswizens „Julius von Tarent“ und „Den beiden Alten“ von Lenz schmolzen mit den Motiven zusammen, welche Schiller bereits 1776 in seinem Trauerspiele „Rosmus von Medici“ verwertet hatte. „Der Accent liegt noch auf einem christlich-religiösen Gedanken, wenn auch der Antagonismus zweier Charaktere den Dichter beschäftigt.“ Im zweiten Stadium der Erfindung aber — 1780 — ward „das Schwergewicht des Stückes vom Psychologischen auf das Soziale verlegt. Jetzt erst wächst der Bau zu seiner Riesengröße, Erfahrungen über die wirkliche Welt, in welcher Schiller lebte, Einblicknahme (!) in sozialpolitische Zustände und eine energische

innere Selbstbefreiung müssen diese Umwandlung begleitet haben.“ Weltrich gesteht, daß er die dramatische Größe der „Räuber“ von Schiller selbst später nicht wieder erreicht finde; das war bekanntlich auch L. Tiecks Meinung. Man muß diesem Urteile eine gewisse Berechtigung zusprechen, wenn man ihm auch nicht beistimmen mag. Daß die „Räuber“ „nicht allein unter dem Gesichtspunkt des Ästhetischen betrachtet werden dürfen,“ ist unzweifelhaft. Nach ihrem Reimen, ihrem Erscheinen und ihren Wirkungen weist Weltrich sie den sozialpolitischen Thaten der allgemeinen Kulturgeschichte zu. Rousseaus Ideen sind auch in Schillers Jugenddramen lebendig geworden. Eine Revolution ist auch in der deutschen Literatur gepredigt worden, und die französische Nationalversammlung hat nicht ohne Grund dem Dichter der „Räuber“ das Bürgerrecht erteilt. Allein der Dichter der „Räuber“ hat der französischen Revolution nichts weniger als sympathisch gegenübergestanden. In tendenziöser Absicht hat er ihr gegenüber in der „Sungfrau von Orleans“ das angeborne Volkskönigtum gefeiert. Die Freiheit, welche in der französischen Literatur von Rousseau bis Viktor Hugo nur als eine bestimmte Regierungsform gedacht werden kann, ist bereits dem Dichter der „Räuber“ nicht als etwas äußerliches erschienen. In seinem eignen Innern muß jedes Individuum durch eigne Kämpfe sich die Freiheit erobern. Ist nur diese erst von einer großen Gesamtheit errungen, so wird eine die freie Entwicklung hemmende Staatsform sich von selber umgestalten müssen. Das sind Ideen, die Schiller dem Herzoge von Augustenburg gegenüber ausgesprochen hat, und wie grundverschieden sind sie von der formalen Freiheit, für welche romanische Völker sich begeistert haben!

Stehen wir heute nicht nur politisch, sondern auch in unsern Anschauungen und Ideen nicht mehr wie in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts unter dem Einflusse der vom Auslande gebrauchten Schlagwörter, so haben wir dies in erster Linie dem großen Sinne und den großen Thaten der Führer unsrer Literatur, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, zu danken. Ihren Geist in jeder Generation lebendig zu erhalten, den Inhalt ihrer Werke uns anzueignen, durch die Betrachtung ihres Entwicklungsganges, ihres Lebens und Strebens, Leidens und Streitens uns zu gleichem Idealismus zu stärken, ist eine nationale Pflicht und Aufgabe, deren volle Bedeutung leider nicht oft genügend erkannt wird. Möchte die nach jeder Seite hin treffliche Geschichte, welche uns von dem Leben Schillers erzählt, dazu beitragen, Liebe und Verständnis zu wecken und zu mehren für den Dichter, der als „ein Fürst im Frieden des Geistes, doch auch als ein Held seines Volkes und ein Vorkämpfer im gewaltigsten Streit“ sich nun seit einem Jahrhundert bereits erwiesen.

Marburg i. H.

Mag Koch.

